

Ergebnispräsentation in der qualitativen Forschung

Christian Meyer und Christian Meier zu Verl

18.1 Einleitung

Wissenschaftliche Erkenntnisse, die in der Sozialforschung gewonnen werden, können in Vorträgen, Berichten und wissenschaftlichen Texten auf sehr unterschiedliche Weise dargestellt werden. Dieser Aufsatz beschreibt und diskutiert verschiedene solcher Darstellungsformen und ihre theoretischen Begründungen in der qualitativen Forschung.

Unter *Darstellungsformen* verstehen wir die *unterschiedlichen Arten und Weisen, in denen im Forschungsprozess empirisches Wissen materialisiert und objektiviert wird*. So können etwa qualitative Interviews (Helfferich, Küsters, Wimbauer/Motakef, Vogl, Häder/Häder, Friedrichs/Schwinges und Vogl, Kapitel 55, 56, 57, 58, 59, 60 und 61 in diesem Band) selektiv und zusammenfassend protokolliert oder per Audiorekorder oder Videokamera aufgezeichnet und im Anschluss daran mehr oder weniger detailliert transkribiert werden. Im wissenschaftlichen Text können Passagen daraus als Einzelbegriffe oder kurze paraphrasierte Ausschnitte oder als kurze oder längere Zitate aufgenommen werden.

Formen der Darstellung sind in der qualitativen Sozialforschung historisch nicht zufällig entstanden, sondern spiegeln theoretische Debatten (Reichertz, Strübing, Herbrink/Kurt, Traue et al., Rosenthal, Knoblauch/Vollmer, Hering/Jungmann, Mayring/Fenzl und Legewie, Kapitel 4, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43 und 44 in diesem Band) wider und übernehmen im Forschungsprozess (Przyborski/Wohlrab-Sahr, Kapitel 7 in diesem Band) spezifische Funktionen. Der vorliegende Text gibt hierzu einen ersten Überblick und ermöglicht weitere Recherchen im weitläufigen Feld der qualitativen Sozialforschung.

18.2 Die Suche nach adäquaten Darstellungsformen in der qualitativen Sozialforschung

Die Frage, welche Formen angemessen sind, um Erkenntnisse der qualitativen Sozialforschung zu präsentieren, stellt sich im Wesentlichen auf zwei Ebenen.

18.2.1 Bedeutung von Daten in wissenschaftlichen Texten

Erstens stellt sich die Frage, was aus Sicht der qualitativen Sozialforschung als „Datum“ angesehen werden kann, wenn Daten – Beschreibungen, Protokolle, Dokumente oder Aufzeichnungen – nicht als Fenster zur oder Spiegel der Welt angesehen werden können. Hintergrund für diesen Gedanken war ein aus der pragmatistischen und poststrukturalistischen Philosophie übernommener und als „Krise der Repräsentation“ (Berg/Fuchs 1997) bekannt gewordener Skeptizismus gegenüber der Annahme, die Welt könne sprachlich und mental wie mit einem Spiegel abgebildet werden, so dass Phänomen und Text Eins-zu-Eins korrespondieren. Einer solchen *Korrespondenztheorie der Wahrheit* wurde entgegnet, dass es im Verhältnis zwischen Welt und sprachlicher Repräsentation eine unausweichliche Differenz gebe und das Phänomen daher eher durch stilistische Mittel nachgebildet werden müsse, statt es wie eine Kopie abbilden zu wollen. Außerdem wurde darauf hingewiesen, dass sprachliche Repräsentationspraktiken von Wissenschaftlern ebenso Teil der sozialen und kulturellen Welt seien wie die erforschten Phänomene selbst, und daher ein Interaktionsverhältnis zwischen Beschreibungssprache und sozialer Welt bestehe (Rabinow 1993).

Welche Funktion können Daten in der Wissenschaft noch übernehmen, und wie können wissenschaftliche Aussagen als in irgendeiner Form mit der sozialen und kulturellen Wirklichkeit in Zusammenhang stehend begründet und plausibilisiert werden? *Innerhalb der qualitativen Sozialforschung herrscht Uneinigkeit über den wissenschaftstheoretischen Status von Daten und deren Bedeutung im wissenschaftlichen Text.*

Obwohl „Datum“ wörtlich das „Gegebene“ bedeutet, sind sich die meisten Forscher darüber einig, dass „Daten“ erst im Forschungsprozess erzeugt werden und daher als Artefakte wissenschaftlichen Arbeitens anzusehen sind (Cicourel 1964). Sie sind keine naturalistischen Abbilder aus der sozialen Welt, sondern basieren auf medial (technisch, textlich, mnemonisch, etc.) konservierten Dokumentationen sozialer Wirklichkeit. Aufgrund dieses dokumentarischen Charakters sprechen Garfinkel (1967) und Lynch (2002) von Daten als Erinnerungshilfen für etwas, was den Sozialforschern – wenn sie „kompetente“ Mitglieder der zu untersuchenden Kultur sind – bereits praktisch bekannt und vertraut ist. Erst der Konservierungs-, Selektions-, Bewertungs-, Analyse-, Interpretations- und Darstellungsprozess während der Forschung macht die im Feld gesammelten Dokumentationen schrittweise zu Daten, was ihnen nicht nur in der qualitativen Forschung einen grundlegend sozialen und rhetorischen Charakter verleiht.

Dementsprechend herrscht in der qualitativen Sozialforschung weitgehend Konsens darüber, dass es vermieden werden soll, Daten allein zur „gekonnten Illustration“ (Gluckman 1961: 7–8) oder zum „Exemplifying“ (Glaser/Strauss 1967: 5) wissenschaftlicher Aussagen zu verwenden. D. h., sie sollten keinesfalls einfach isoliert dazu verwendet werden, Analyseergebnisse oder gar theoretische Annahmen zu veranschaulichen. Vielmehr sollte gerade der *Prozess*, in dem gesammelten Dokumenten Bedeutung durch den Forscher zugeordnet und zugeschrieben wird, an den im wissenschaftlichen Text dargestellten Daten gezeigt und dem kritischen Leser *nachvollziehbar* (Flick, Kapitel 34 in diesem Band) gemacht werden.

18.2.2 Adäquate Textgattung(en) für qualitative Forschungsergebnisse

Zweitens stellt sich die Frage nach einer der qualitativen Forschungshaltung angemessenen textlichen Gattung. Der Ethnologe Clifford Geertz z. B. hat das *Essay* als die der ethnographischen dichten Beschreibung adäquate Textgattung favorisiert. Die *dichte Beschreibung* setzt auf das Entschlüsseln und Beschreiben kulturell und gesellschaftlich geprägter subjektiver Sinnstrukturen, die das Handeln von Personen in einem bestimmten Kontext motivieren. Eine solche Methode, die sich mit Sinn (und nicht Kausalität) befasst, müsse, so Geertz, Motivlagen von Akteuren und Lesarten von sozialen und kulturellen Phänomenen (sozialen Handlungen, Artefakten, Objektivationen) mittels sinnhaft strukturierter narrativer Praktiken nachvollziehen.

Im *ethnographischen Essay* werden unterschiedliche wissenschaftliche Genres aus Geschichts- und Ingenieurwissenschaft, Recht und Mathematik, Ethik und Erkenntnistheorie vom Autor gekonnt miteinander verschränkt, um der Vielfalt und dem Konstruktionscharakter kultureller Phänomene gerecht zu werden (ein berühmtes Beispiel hierfür ist Geertz 1972).

Dem wurde entgegnet, dass das Geertzsche Unternehmen der essayistischen dichten Beschreibung den Autor des ethnographischen Textes übermäßig privilegiere und den Beschriebenen jegliche Stimme und Möglichkeit zur Selbstrepräsentation raube (Crapanzano 1996). Zudem wurde kritisiert, dass es dem Wissenschaftscharakter der Kultur- und Sozialwissenschaften generell schade, wenn sie ihre Forschungspraxis als literarische Kunst positioniere und damit die Grenzen zur Dichtung verwische, statt plausible, datenbasierte wissenschaftliche Begründungen für ihre Aussagen zu fordern.

Die Frage, welche Textgattung der qualitativen Forschungshaltung adäquat ist, hängt letztlich ebenso vom *Gegenstand* ab wie von *individuellen Präferenzen* und *institutionellen Kontexten des Forschers*. Eine *Vielheit der Darstellungsformen* sollte angesichts der Pluralität sozialer und kultureller Phänomene aber ausdrücklich zugelassen und als Stärke begriffen werden.

Die genannten Probleme gelten nicht nur für die ethnographische Methode (Knoblauch/Vollmer, Kapitel 41 in diesem Band), sondern für die qualitative Sozial-

forschung im Allgemeinen. Diese umfasst jedoch zahlreiche unterschiedliche Ansätze mit jeweils sehr verschiedenen wissenschafts- und erkenntnistheoretischen Grundpositionen. Während es z. B. strukturalistisch orientierten Ansätzen (Diskursanalyse, Objektive Hermeneutik) um objektive und zugleich latente Sinnstrukturen geht, befassen sich phänomenologische Zugänge mit subjektiven Deutungsmustern und Sinnzuschreibungen (Lebensweltanalyse) oder mit Konstitutionsbedingungen und Produktionsformen von Sozialität (Ethnomethodologie). Der am Pragmatismus orientierten Grounded Theory (Strübing, Kapitel 37 in diesem Band) wiederum geht es meist um Handlungsperspektiven und den gemeinten und erlebten Sinn sozialer Situationen aus der Perspektive der Akteure sowie daraus resultierende Konfliktpotentiale.

18.2.3 Datensorte und Darstellungsform

Entsprechend der divergierenden Grundorientierungen besitzen die einzelnen Ansätze sehr verschiedene Auffassungen über die *Aussagekraft einzelner Datensorten*, was zur Konsequenz hat, dass jeder Ansatz bestimmte methodische Vorentscheidungen beinhaltet. Während die einen das *Interview* (Helfferich, Küsters, Wimbauer/Motakef, Vogl, Häder/Häder, Friedrichs/Schwinges und Vogl, Kapitel 55, 56, 57, 58, 59, 60 und 61 in diesem Band) als Methode der Wahl ansehen, um Daten über soziale Wirklichkeitsbereiche zu sammeln, verstehen andere unter Interviewaussagen allenfalls „Spuren“, die nur sehr undeutlich auf eine dahinterliegende soziale Realität verweisen. Die Kritiker halten nicht selten *Beobachtungen* (Thierbach/Petschick, Dangschat/Kogler und Schnettler/Tuma, Kapitel 109, 115 und 111 und in diesem Band) oder *technische Aufzeichnungen ungestellter sozialer Prozesse* (Thimm et al., Salheiser, Ernst, Taddicken, Klein, Hoggenmüller/Raab, Akremi, Schubert, Steets/Schmidt und Marguin, Kapitel 86, 104, 105, 107, 108, 110, 112, 113, 116 und 117 in diesem Band) für aussagekräftiger, was ihnen bisweilen wiederum den Vorwurf eines naiven Naturalismus einhandelt. Insofern kann sowohl von Präferenzen für bestimmte Datentypen als auch von einer unterschiedlichen Bewertung des Bezugs von Dokumenten sozialer Wirklichkeit zu ihrer jeweiligen Vorlage in den einzelnen Ansätzen der qualitativen Sozialforschung gesprochen werden.

18.3 Die Darstellung von Daten und die Güte qualitativer Forschung

Historisch hat die Methodologie der qualitativen Sozialforschung zum einen von alltäglichen Methoden der Wissensproduktion und -vermittlung profitiert, wie z. B. der *Reiseberichterstattung*, der *journalistischen Reportage* oder der *kriminalistischen Befragung*. Zum anderen wurde sie durch wissenschafts- und erkenntnistheoretische Debatten über die angemessene Güte und Form von Erkenntnissen geprägt. Die aktuelle Debatte unterscheidet mehr als zehn *Gütekriterien qualitativer Sozialforschung* (Flick, Kapitel 34 in diesem Band). Mit Blick auf die Frage nach Darstellungsformen sind sechs Kriterien besonders relevant: Datenanreicherung, Kontextorientierung, Einzelfallorientierung, Reflexivität, intersubjektive Nachvollziehbarkeit und praxeologische Validität. Allgemeine Qualitäten guter wissenschaftlicher Praxis, die ebenfalls Einfluss auf Darstellungsformen besitzen, wie z. B. diejenige, dass Erkenntnisse sich nicht intern widersprechen, sondern kohärent sein sollten, werden an dieser Stelle nicht erörtert.

18.3.1 Datenanreicherung

Die Datenanreicherung in der qualitativen Sozialforschung impliziert, *soziale Phänomene gegenstandsangemessen zu beschreiben, d. h., sie in ihrer Vielfalt, Ambivalenz und Dynamik zu erhalten*. Dies steht im Gegensatz zur quantitativen Sozialforschung, die soziale Phänomene in isolierte und zählbare Einheiten zerlegt (Bergmann 2006: 17). Für die Darstellung bedeutet dies, dass Darstellungsoptionen gefunden werden müssen, die je nach Gegenstand und analytischem Interesse das Phänomen in seiner Partikularität dem Leser oder Zuhörer begreiflich machen. Hierfür wurden, wie unten gezeigt wird, sehr unterschiedliche Lösungen gefunden.

18.3.2 Kontextorientierung

Unter der Perspektive der Kontextorientierung entfaltet die *Datenanreicherung* ihren analytischen Wert. Eine Äußerung innerhalb eines ethnographischen Gesprächs wie z. B. ein „Nein“ als Antwort auf die Frage, ob eine Person gesellschaftlich integriert ist, kann z. B. im Laufe des Gesprächs durch weitere Äußerungen oder anhand von Beobachtungen während eines Feldaufenthaltes relativiert werden. Dabei ist das Ausmaß des Kontextes variabel; aber im Wesentlichen wird die Bedeutung einer Handlung oder Äußerung über ihre kontextuelle Einbettung erfasst (Bergmann 2006: 18). Es ist also für die qualitative Darstellung wesentlich, dass *ausreichend Kontextinformationen* bereitgestellt werden, damit der Leser oder Zuhörer den Schritt der Interpretation eines Datums nachvollziehen kann.

18.3.3 Einzelfallorientierung

Dabei fokussieren qualitative Forschungen oft auf einzelne Fälle (Einzelfallorientierung) (Hering/Jungmann, Kapitel 42 in diesem Band), die es gilt, „exhaustiv“ (erschöpfend) in Hinblick auf allgemeine Bedeutungsstrukturen und generative Mechanismen zu untersuchen. Die Fallbeschreibung eines Gegenstands nimmt immer auch Mehrdeutigkeiten und Widersprüchlichkeiten auf. D.h. es werden in besonderem Maße abweichende Fälle („deviant cases“), die in Widerspruch zur bisher formulierten Theorie stehen, in die Analyse einbezogen, um die aus der Analyse hervorgehende fallspezifische Theorie als allgemeine Theorie formulieren zu können (Bergmann 2006: 21). Um einen Einzelfall angemessen beurteilen zu können, müssen Leser und Zuhörer über *ausreichende Informationen über die Fallstruktur und -logik* verfügen.

18.3.4 Reflexivität

Ferner hebt Bergmann (2006: 23–24) für die qualitative Sozialforschung drei Ebenen der Reflexivität hervor:

1. Die Daten sind durch den *Forscher* geprägt, so dass der Forscher sich in seinen Daten selbst begegnet; umgekehrt inkorporiert der Forscher Wissen über das Forschungsfeld.
2. Im Sinne von Schütz (1953) zeichnet sich die *soziale Welt* dadurch aus, dass die daran beteiligten Personen selbst bereits Fragen stellen, Beobachtungen machen und Interpretationen vornehmen. Daher handelt es sich bei sozialwissenschaftlichen Aussagen um *Konstrukte zweiter Ordnung*, die auf den alltäglichen Konstrukten der Akteure aufbauen.
3. *Soziale Praktiken* sind nach Garfinkel (1967) selbst insofern reflexiv, als sie von vorneherein in einer Form vollzogen werden, die sie für Dritte (Akteure wie Forscher) erkenn- und interpretierbar macht.

Die reflexive Grundhaltung qualitativer Forschung impliziert, dass sowohl *Forschungsprozess* und *Position des Forschers* als auch *der Bezug zu Konstrukten erster Ordnung der Akteure* sowie die *Reflexivität* von deren Äußerungen *dokumentiert* und den Lesern und Zuhörern zugänglich gemacht werden müssen.

18.3.5 Intersubjektive Nachvollziehbarkeit

Mit intersubjektiver Nachvollziehbarkeit wird der bereits angeklungene Aspekt hervorgehoben, dass in der qualitativen Sozialforschung der Forschungsprozess und die Ergebnisse der Forschung in allen genannten Dimensionen generell *auch für ande-*

re Forscher (Leser, Zuhörer) transparent und nachvollziehbar gemacht werden, damit Anspruch auf Geltung erhoben werden kann. Neben der angemessenen *Dokumentation des Forschungsprozesses* werden hierzu die *Reflexion der angewendeten Methoden* und die *frühe Integration von anderen Forschern in den Forschungsprozess* (z. B. in Form von *Datensitzungen*) empfohlen (Steinke 2000: 324–326).

18.3.6 Praxeologische Validität

Die praxeologische Validität (Garfinkel 2002) ist v. a. ein Kriterium der Güte qualitativ-empirischer Praxisforschung, die als *hybrid study of work* mit ihren Beschreibungen sowohl einen Beitrag für die Sozialwissenschaft als auch für die untersuchte feldspezifische Praxis leistet (vgl. exemplarisch Meier zu Verl 2018). Um valide zu sein, müssen aus dieser Perspektive wissenschaftliche Beschreibungen auch als praktische Anleitungen gelesen werden können. Ein Befolgen dieser Anleitungen macht das zu untersuchende soziale Phänomen für Forscher und Akteure des Feldes erneut praktisch erfahrbar. Somit ist die wissenschaftliche Beschreibung einer Praxis bzw. einzelner Praktiken und Arbeiten nicht nur als Deskription *über etwas* zu lesen, sondern zugleich auch als Anleitung *für etwas* praktisch auszuführen (Garfinkel 2002: 95). Eine Beschreibung ist aus dieser Sicht immer dann wissenschaftlich gültig und gegenstandsangemessen, wenn sie – neben der Beschreibung des Untersuchungsgegenstands – zugleich auch als gültige lebensweltliche Anleitung für die beschriebene Praktik gelten kann.

18.3.7 Folgen für die Darstellungspraxis in der qualitativen Sozialforschung

Aus den angeführten Gütekriterien folgen im Wesentlichen zwei Herausforderungen für die Darstellungspraxis in der qualitativen Sozialforschung: Erstens muss die *Nachvollziehbarkeit und Transparenz des Forschungsprozesses* gewährleistet und zweitens *Gegenstandsangemessenheit* produziert werden, ohne dass dies bedeutet, von einer korrespondenztheoretisch vorgestellten Abbildung sozialer Wirklichkeit in wissenschaftlichen Texten auszugehen. Vielmehr sind Nachvollziehbarkeit und Gegenstandsangemessenheit als Ergebnisse einer der informierten Rationalität der wissenschaftlichen Gemeinschaft plausiblen Form der Darstellung anzusehen (vgl. zur diesem Gedanken zugrundeliegende Konsentstheorie, Habermas 1973).

18.4 Von konventionell bis experimentell: Verschiedene Formen der Darstellung

18.4.1 Offenlegung der Datenbasis

Die Entwicklung und Kanonisierung von Darstellungsformen in der qualitativen Sozialforschung war stets von Forschungsinteressen, verfügbaren Techniken, theoretischen Entwicklungen, ethischen Ansprüchen und sozialen Praktiken in der Wissenschaft beeinflusst. Bis auf wenige Ausnahmen herrscht jedoch Einigkeit, dass es der Selbstanspruch einer Wissenschaft sein muss, in empirischen Texten und Vorträgen auch einen plausibilisierenden Bezug zum Forschungsprozess herzustellen, insbesondere, indem sie Dokumente sozialer Wirklichkeit, die vom Forscher produziert wurden, auch dem Leser bzw. Zuhörer zugänglich machen. Eine *Offenlegung der Datenbasis* erscheint erstens wichtig, weil diese Dokumente auch dem Forscher als Grundlage der Analyse und Interpretation dienen, so dass mit ihrer Offenlegung auch der Analyse- und Interpretationsprozess nachvollziehbar gemacht wird. Zweitens entzieht diese Praxis dem Schreibenden auch einen Teil seiner auktorialen Allmacht, indem sie den erforschten Subjekten (die ja selbst reflexive und kompetente soziale Akteure sind) durch die direkte und unveränderte Zitation von Äußerungen zumindest teilweise eine Stimme im sozialwissenschaftlichen Repräsentationsprozess zugesteht (Clifford 1993).

18.4.2 Forschungstradition, Datensorte und Darstellung

Allerdings differieren die einzelnen qualitativen Ansätze untereinander in Hinblick auf ihre Unterscheidung und Bewertung der einzelnen in der qualitativen Forschung gängigen *Datensorten*. Während für viele im Anschluss an die quantitative Sozialforschung arbeitende Forscher (z. B. die qualitative Inhaltsanalyse; Mayring/Fenzl, Kapitel 43 in diesem Band), aber auch etwa für die Biografieforschung (Rosenthal, Kapitel 40 in diesem Band) das *Interview* (als vertiefende Form der Befragung) die bevorzugte Sorte ist, bewertet die Diskursanalyse (Traue et al., Kapitel 39 in diesem Band) bei einer gewissen Präferenz für *Dokumente* (Salheiser, Thimm et al., Ernst, Taddicken und Klein, Kapitel 104, 86, 105, 107 und 108 in diesem Band) unterschiedliche Datensorten ähnlich, da sie sämtliche unterliegenden gesellschaftlichen Strukturen („Diskurse“) widerspiegeln. Dies gilt auch für die Objektive Hermeneutik, die allerdings zusammen mit der Ethnomethodologie und der *Videoanalyse* (Tuma/Schnettler, Kapitel 111 in diesem Band) technisch unterstützte (Audio-/Video-)Aufzeichnungen für die Methode der Wahl hält, während die *Ethnographie* (Knoblauch/Vollmer, Kapitel 41 in diesem Band), die *Einzelfallanalyse* (Hering/Jungmann, Kapitel 42 in diesem Band) und die *Grounded Theory* (Strübing, Kapitel 37 in diesem Band) wiederum eine Tendenz zur *Datenpluralität* pflegen, indem sie Beobachtungs-

protokolle, interviewartige Gespräche, technische Aufzeichnungen und Dokumente aus dem Feld in die Forschung einbeziehen. Die *sozialwissenschaftliche Hermeneutik* (Herbrik/Kurt, Kapitel 38 in diesem Band) bezieht zudem *bewegte Bilder* (Tuma/Schnettler, Akremi und Traue/Schünzel, Kapitel 111, 112 und 93 in diesem Band) oder *stille Bilder* (Hoggenmüller/Raab, Kapitel 112 in diesem Band) in ihr Datenspektrum ein.

Eine für die Bewertung qualitativer Datensorten zentrale Unterscheidung betrifft die Form, in der die Dokumente sozialer Wirklichkeit als qualitative Daten konserviert werden. Bergmann (2007) unterscheidet in diesem Zusammenhang zwischen einer registrierenden und einer rekonstruierenden *Form der Konservierung sozialer Phänomene*. Bei der *registrierenden Form* werden soziale Phänomene direkt in ihrer beobachtbaren Gestalt technisch aufgezeichnet (z. B. per Videoaufzeichnung), während sie bei der *rekonstruierenden Form* in einer Weise konserviert werden, die von vorne herein reduktiv und interpretierend ist (z. B. Beobachtungsprotokolle, Interviews).

Zwar werden bei *Audio- und Videoaufzeichnungen* sozialer Situationen unweigerlich Selektionen in Bezug auf Ort, Zeit und Perspektive bzw. Ausschnitt vorgenommen (Hoggenmüller/Raab, Tuma/Schnettler und Traue/Schünzel, Kapitel 110, 111 und 93 in diesem Band), doch sind die aufgezeichneten Ereignisse selbst in einer Form konserviert, die noch keine Interpretationen des Forschers beinhaltet. In sozialwissenschaftlichen Analysen werden diese Daten auf unterschiedliche Weise dargestellt (vgl. Büscher 2005 für vielfältige Möglichkeiten). Eine gegenwärtig häufig genutzte Darstellungsform von audiovisuellen Aufzeichnungen in Veröffentlichungen besteht aus einer Transkription der Tonspur zusammen mit digitalen Zeichnungen einzelner analytisch relevanter Standbilder. Diese Zeichnungen dienen zum einen der bildlichen Fixierung des visuellen Geschehens und zum anderen der Anonymisierung des zu veröffentlichenden Bildmaterials. Die nachfolgenden Beispiele stammen aus eigenen Forschungen, in denen nicht nur körperliche Bewegungen und gesprochene Sprache aufeinander bezogen (siehe Abb. 18.1, in der bildlich fixierte Bewegungen mit transkribierten Äußerungen verknüpft werden), sondern z. B. auch hörbare Geräusche verschriftlicht werden, die für eine adäquate Darstellung der zu untersuchenden Praxis relevant sind (siehe Abb. 18.2, in der die Buchstaben X, Y und Z für unterschiedlich klingende Schmiedetöne stehen).

Bei *Beobachtungsprotokollen* und *Feldnotizen* (Thierbach/Petschick, Kapitel 109 in diesem Band) ist dies anders: Sie sind ebenso selektiv und darüber hinaus von Anfang an in einer Beschreibungssprache fixiert, die erstens notwendig reduktiv ist und zweitens dem beschriebenen sozialen Geschehen vorab Interpretationen zuordnet, die der Beschreibungssprache unvermeidlich eingeschrieben sind. Der vom Sozialforscher zugeschriebene Sinn kann sich vom gemeinten und erlebten Sinn der Akteure grundlegend unterscheiden. Audio- und Videoaufzeichnungen eröffnen demgegenüber die Möglichkeit, eine Aufnahme immer wieder und in unterschiedlichen Geschwindigkeiten abzuspielen und so eine detailliertere sequenzielle Analyse der Vollzugsprakti-

13 **Lawyer** could it happen if mister °h (.) martin is reaching back with his ha:nd for yet the final STRIKE or something like that,

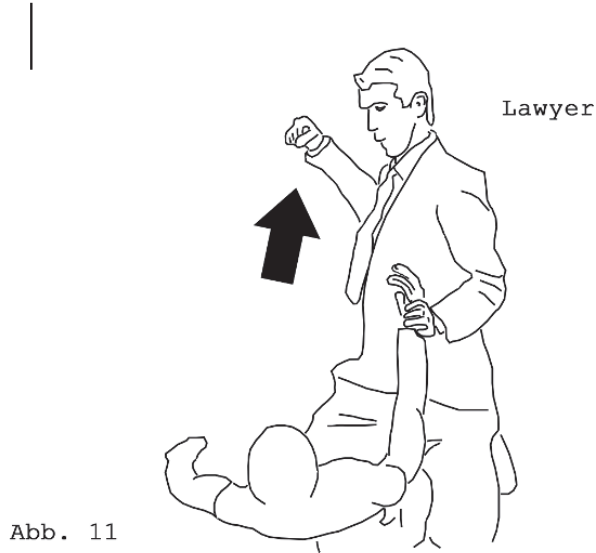


Abb. 11

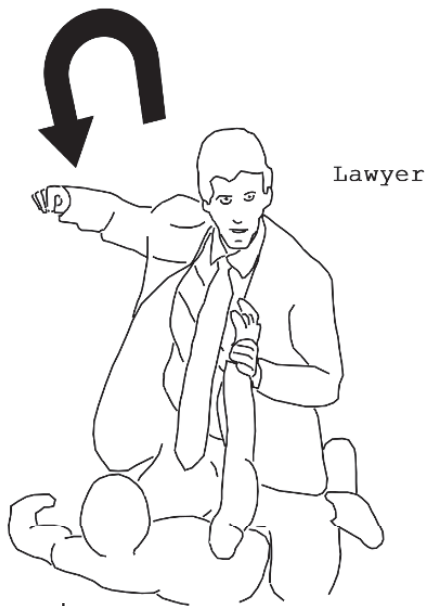


Abb. 12

14 could it happen right THERE when he is coming back over?
 15 **Expert** as long as the alignments of the bodies stay within those same relative positions were they are within that access of movement it's a POSSibility;

Abb. 18.1 Meier zu Verl (2016: 317–318)

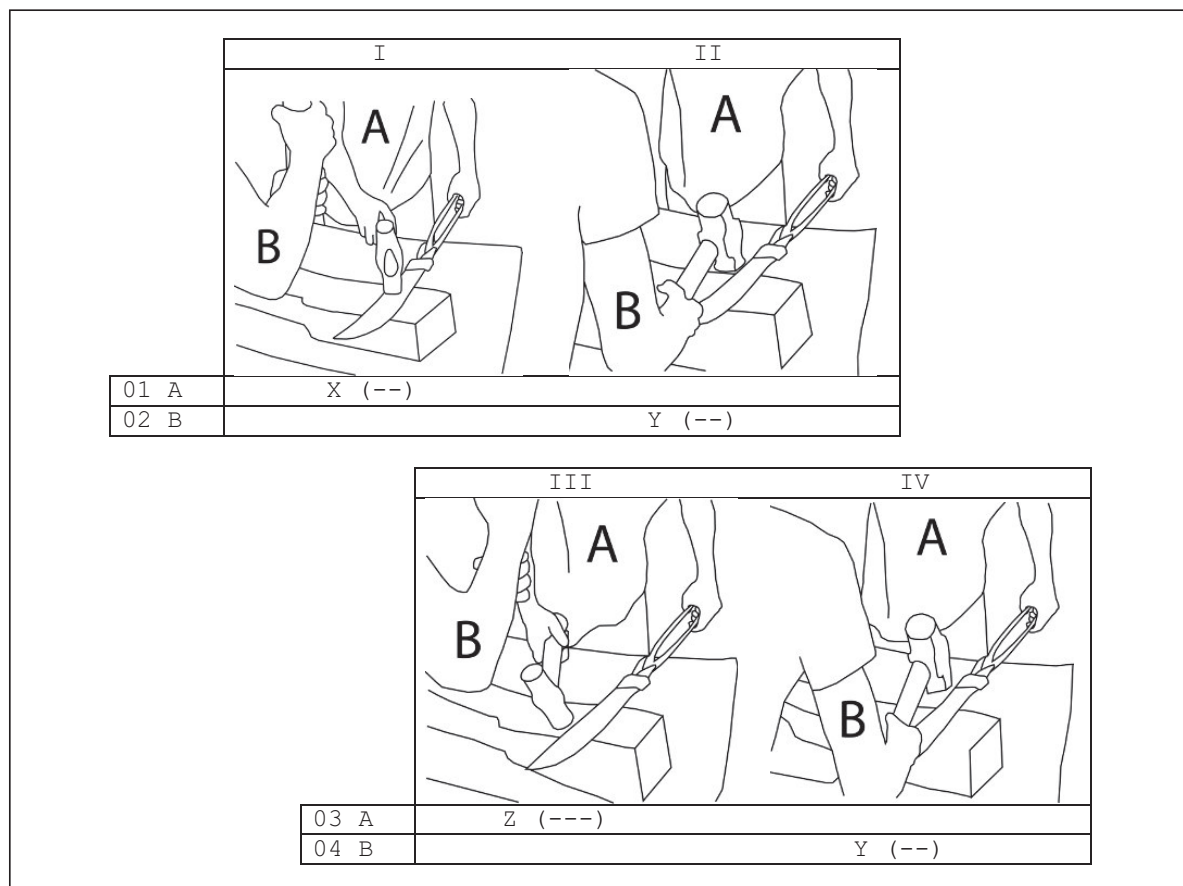


Abb. 18.2 Meyer et al. (2017: 325)

ken sozialer Akteure vorzunehmen. Dazu zählt auch das Identifizieren flüchtiger und subtiler Praktiken, die selbst einem geübten Beobachter entgehen können. Der Vorteil von Beobachtungsprotokollen liegt v. a. darin, dass bei einer sehr guten Kenntnis des Feldes dem Leser dessen Abläufe konzise nahe gebracht werden können. Ein gelungenes Beispiel hierfür ist „Der administrative Blick“ von Thomas Scheffer (1997), der zeigt, wie Identität situativ hergestellt wird, indem z. B. Sachbearbeiter einer Behörde den Pass einer Person als temporäres Erkenntnisinstrument nutzen:

„Die zwei Gesichter ‚Irgendwie ist er das nicht!‘ Häufiger als sonst wandert der Blick der Sachbearbeiterin zwischen diesem Mann und dem Paß hin und her. Er wolle, so läßt er von seinem sprachkundigen Begleiter erklären, ‚eine Aufenthaltsbefugnis wegen Erlaß‘. Die Sachbearbeiterin ringt mit einem dumpfen Verdacht: ‚Paßphoto und Gesicht passen nicht zusammen!‘ Und zum Photo: ‚Dieses Gesicht kenn ich doch, aber der hier ist das nicht.‘ All das murmelt sie halblaut und unschlüssig zur Kollegin. Die unterbricht ihre Aktensuche und wendet sich diskret dem Geschehen zu. Die Sachbearbeiterin bemüht erstmal das übliche Programm. Sie erläutert die formalen Bedingungen für die Befugnis: Wohnung, Arbeit, kein Strafverfahren. Während sie den Übersetzer übersetzen läßt, wendet sie sich vom Klienten ab und hält ihrer Kollegin den Paß vor. Mal ist sie sich sicher:

„Das is'a nich, nee also, das is ein anderer!"; mal eher zögerlich: „Ach, diese Vietnamesen sehen auch alle gleich aus!“ Auch mir hält sie das Photo hin: „Gucken Sie doch mal, so als Unbeteiligter! Is er das? Is er doch nicht, oder?“ Die Begegnung zerbricht in zwei konspirative Lager mit eigenen Geheimsprachen. Die einen murmeln amtsdeutsch, die anderen beraten auf vietnamesisch. Ich zeige mich so unschlüssig wie die Kollegin – weil ich mir über die Folgen eines Urteils unklar bin und tatsächlich nichts erkenne.“ (Scheffer 1997: 183, Herv. im Orig.)

Scheffer macht in seinem Beobachtungsprotokoll auf Praktiken der Identifizierung durch die Sachbearbeiterin sowie der Gesprächsorganisation aufmerksam, die das Gespräch temporär in „zwei konspirative Lager“ teilen. Sachbearbeiter können sich dadurch v. a. eine gewisse Beratungszeit mit ihren Kollegen (und dem Ethnografen) verschaffen, indem sie „erstmal das übliche Programm“ verfolgen, das nachfolgend in die vietnamesische Sprache übersetzt werden muss. Dieses ethnografische Beobachtungsprotokoll macht als textliche Darstellung ein soziales Geschehen innerhalb der „Ausländerbehörde“ nachvollziehbar, indem es den Vollzug dieses Geschehen aus der verdichteten Erfahrung des Ethnografen heraus rekonstruierend konserviert.

Im *Interview* (Helfferich, Küsters, Wimbauer/Motakef, Vogl, Häder/Häder, Friedrichs/Schwinges und Vogl, Kapitel 55, 56, 57, 58, 59, 60 und 61 in diesem Band) werden von den Beteiligten per definitionem Aussagen generiert, die rückwirkende Deutungen sozialer Phänomene liefern und daher per se rekonstruierend sind. Selbst Formen wie das narrative Interview (Küsters, Kapitel 56 in diesem Band), bei denen subjektive Deutungsmuster von Individuen im Zentrum stehen, müssen sich auf sozial relevante Fragen beziehen – und es ist genau diese Beziehung zwischen der in der Interviewsituation verbalisierten subjektiven Perspektive und der gesellschaftlichen Aussagekraft, die problematisch, uneindeutig und spurenartig sein kann. In der Studie „Language and Social Reality. The Case of Telling the Convict Code“ von D. Lawrence Wieder (1974) wird das Sprechen über den Kodex der Verurteilten als soziale Aktivität der Akteure selbst (hier: Verurteilte und Bewährungshelfer, aber auch Forscher) verstanden. Dabei sind die Interviews oder Gespräche, die Wieder im Verlauf seiner Forschung durchführt, Teil seines ethnografischen Aufenthalts im offenen Strafvollzug. In einem seiner ersten Interviews kommt Wieder bereits mit dem Kodex der Verurteilten „in Berührung“ (in etwa: „Du sollst keine Insassen gegenüber Nicht-Insassen verraten“), jedoch wird dieser zunächst nicht offen benannt, aber durch den Verurteilten im Gespräch mit dem Forscher praktisch vollzogen.

„Carlos saß im Speisesaal und trank eine Tasse Kaffee. Ich holte mir eine Tasse und gesellte mich zu ihm. Ich wollte etwas über die Erwartungen der Insassen übereinander herausfinden und wie auf den Verstoß dieser Erwartungen geantwortet wird. Ein Punkt innerhalb des Gesprächs erlaubte mir die folgende Frage zu stellen ohne die Relevanzen und den Verlauf des Gesprächs zu unterbrechen: „Carlos, hast du jemals beobachtet, dass Kerle aufeinander wütend waren?“ Er antwortete: „Nein, wir sind hier nur eine große glückliche

Familie.‘ Ich fragte: ‚Niemals?‘ Er sagte: ‚Naja, manchmal werden die Kerle über kleine Sachen sauer. Wie wenn ich meine Jacke einem Kerl ausleihe und er wird verhaftet, und ich verliere meine Jacke. Aber was kannst du dagegen tun. Wir werden nicht wütend genug, um zu kämpfen oder so. Ich muss jetzt los, um meinen Berater zu sehen.‘ Und er lief davon.“ (Wieder 1974: 136; eigene Übersetzung.)

Damit reflektiert Wieder – der im weiteren Verlauf durch seine Präsenz im Feld immer mehr über den Kodex der Verurteilten erfährt – die Geltung einer moralischen Ordnung des Sagbaren für seine ethnografischen Interviews und die ihm im Feld zugeschriebenen Rolle.

Dokumente (Salheiser, Thimm et al., Ernst, Taddicken und Klein, Kapitel 104, 86, 105, 107 und 108 in diesem Band) schließlich, die vom Untersuchungsfeld selbst produziert werden (z. B. Akten in Institutionen), können als „natürliche Daten“ bezeichnet werden, da sie von den sozialen Akteuren in einem sozialen Handlungskontext selbst erzeugt werden. Harold Garfinkel (1967) z. B. untersucht in seiner Studie „Good‘ Organizational Reasons for ‚Bad‘ Clinic Records“ Krankenhausakten und deren praktische Einbettung durch das Personal im Krankenhaus (Produktions- und Aneignungskontexte). Auch in neueren Forschungen spielen Dokumente eine analytisch zentrale Rolle für den Zugang zu sozialen Wirklichkeiten. Z. B. untersucht Stephan Wolff (1995) in seiner Studie „Text und Schuld“, wie mit Hilfe psychiatrischer Gutachten amtliche Wirklichkeiten erzeugt werden. Die Gutachten werden nicht inhaltsanalytisch, sondern ethnomethodologisch untersucht, um herauszuarbeiten, wie psychiatrische Gutachten auf methodische Weise amtlich gültige Wirklichkeiten erzeugen. Wolff zeigt verschiedene Methoden der gutachterlichen Darstellung der Untersuchungssituation auf, in denen Gutachter auch ihre Probanden „zu Wort kommen lassen“. In den nachfolgenden Beispielen geht diese Darstellung so weit, dass der Gutachter selbst gar nicht mehr im Gutachtentext auftaucht, obwohl er an den im Gutachten verschriftlichten Interaktionen maßgeblich beteiligt war (siehe Abb. 18.3). Wolff selbst zitiert zunächst immer aus dem Gutachtentext bevor er auf unterschiedliche wirklichkeitserzeugende Aspekte des Textes eingeht.

Sowohl die videogestützte als auch die ethnographische Sozialforschung nutzt die genuin reflexive Dimension des Sozialen, indem sie die selbstexplikative und selbstformulierende Qualität sozialer Praktiken ins Zentrum ihrer Methode stellen. Wartet z. B. jemand auf einen Bus, dann macht er dies durch den Vollzug spezifischer Praktiken des „Wartens-auf-den-Bus“ auch für andere verstehbar und von anderen Aktivitäten wie „kurz-Stehenbleiben-und-Überlegen“ unterscheidbar. Während die Videoforschung diese Praktiken, die den sozialen Akteuren verkörpert und präreflexiv, jedoch nicht unbedingt sprachlich zur Verfügung stehen, als sich schrittweise aufschichtende Interaktion im Detail nachvollzieht, expliziert sie die Ethnographie durch Techniken des Schreibens aus der Perspektive des teilnehmenden Beobachters.

225:9

Schlaf: "Ich kann überhaupt nicht schlafen. Siehst Du nicht meine Augen?" Bei genauerem Nachfragen ergibt sich, daß Herr D. sowohl unter Einschlaf- wie auch unter Durchschlafstörungen leidet, nachts mehrmals wach wird, auch aufsteht.

Appetit: "Manchmal habe ich Hunger, esse ich, aber sehr oft esse - wie soll ich Dir das erklären? -ich esse nie sehr viel, nur Kaffee trinke ich."

Stuhlgang: Unauffällig

Schwitzen: Unauffällig

Sexualität: "Es ist schon lange her, das letzte Mal ..."

154:32

(Wissen Sie etwas über Ihre frühe Kindheit, wie Sie Laufen gelernt haben, Sprechen, wie Sie sauber geworden sind?) "Soviel ich weiß, war alles normal."

(Wie geht es in der Schule?) "Mittelprächtigt, komme aber gut mit."

(Wie kommen sie mit der Vormündin aus?) "Sehr gut." (Lächelt.)

Abb. 18.3 Wolff (1995: 97)

18.4.3 Transkription

Um Reflexivität und intersubjektive Nachvollziehbarkeit zu erreichen, erscheint es sinnvoll, den Lesern und Zuhörern wissenschaftlicher Texte die der Analyse zugrundeliegende Datengrundlage zugänglich zu machen. Doch wie kann das geschehen? Stichwortartige Zitate und Paraphrasen scheiden aus, da nur längere Passagen den Kriterien der Datenanreicherung und Kontextorientierung, die letztlich auch der exhaustiven Analyse eines generalisierbaren Einzelfalles dienen, gerecht werden können.

Längere Passagen aus bereits vorliegenden Dokumenten oder Beobachtungsprotokollen zu zitieren, erscheint wenig schwierig. Um hingegen Auszüge aus technisch aufgezeichneten Interviews, Gesprächen oder sozialen Situationen im Text zu repräsentieren, müssen diese transkribiert (Kuckartz/Rädiker, Kapitel 32 in diesem Band) werden. Für die *Transkription* haben sich mittlerweile eine ganze Reihe von Standards herausgebildet, die jedoch Teil des fortlaufenden Forschungsprozesses, situativ und durch die geltenden sozialwissenschaftlichen Theorien geprägt sind. Transkriptionen verändern zudem die strukturelle Organisation von empirischen Ereignissen: Visuelle Ereignisse (Mimik oder Gestik) z. B. lassen sich nicht einfach in eine schriftliche Form übertragen, da sie selbst nicht textlich verfasst sind. Eine Lösung hierfür bieten etwa Standbilder oder Glossen.

Die Form eines Transkripts hängt letztlich vom Einsatz im Forschungsprozess ab. Eine Transkription, die zum Zweck der Analyse angefertigt wurde, umfasst ande-

re – oftmals weitaus mehr – Elemente als ein Transkript, das publiziert wird und daher leserfreundlich und in seinen Elementen allein auf die Analyse bezogen sein sollte. Daher wird das Transkript auch nicht als autonomer Text, sondern immer in seiner reflexiven Verbindung zur ursprünglichen Aufzeichnung verstanden, die um ein vielfaches komplexer als das situierte Transkript ist. Es wäre daher auch ein Fehler, anzunehmen, das Transkript könne ein vergangenes soziales Geschehen *abbilden*. Was es jedoch dem Leser ermöglicht, ist die Nachvollziehbarkeit der Analyse des Autors auf der Basis der dafür relevanten Daten.

Audio- und Videoaufzeichnungen und ihre Transkripte fixieren und machen ein soziales Geschehen allerdings in einer Komplexität der Analyse zugänglich, das sich in seiner Flüchtigkeit nicht nur dem wissenschaftlichen Beobachter, sondern auch dem in der Situation partizipierenden sozialen Akteur entzieht. Insofern handelt es sich dabei um artifizielle Produkte, die eine von den Akteuren nicht unbedingt auf diese Weise erlebte Realität widerspiegeln.

18.4.4 Varianten wissenschaftlicher Darstellungen

Wie also können Darstellungsformen gefunden werden, die dem Leser oder Zuhörer etwas über den gemeinten und erlebten Sinn des in den Blick genommenen sozialen Phänomens aus der emischen Sicht der Teilnehmer vermitteln? Wie können sie seine Präsenz und die dem Moment geschuldeten Selektivitäten und Subjektivitäten kommunizieren (Geertz 1974)? Die Frage, auf welche Weise die flüchtige und präsenznahe Dimension der sozialen Wirklichkeit dargestellt werden kann, wenn der Wissenschaftler nicht (mehr) von einer direkten Korrespondenz zwischen der Vorlage (der erforschten sozialen Wirklichkeit) und sprachlicher oder visueller Darstellung (Datum, wissenschaftlicher Text, bewegte Bilder) ausgeht, hat eine ganze Reihe von Wissenschaftlern beschäftigt. Tyler (1986: 137) nennt zwei Möglichkeiten der wissenschaftlichen Darstellung:

1. Die erste Form, „*Schreiben innerhalb der wissenschaftlichen Konventionen*“, erfordert für seine Darstellung eine Präzision und Luzidität, die den Gegenstand so klar und deutlich hervortreten lässt, dass er für Leser und Zuhörer fassbar und anschaulich wird. Einen gelungenen Versuch für diese Form der Darstellung stellt Lynchs (1985) Studie über die alltägliche Arbeit des Produzierens, Dokumentierens und Interpretierens von Wissensobjekten in einem neurobiologischen Laboratorium dar. Sie muss allerdings selbst dem geübtesten und talentiertesten Schreiber versagt bleiben, wenn der zu beschreibende Gegenstand sich allen etablierten Kommunikationsmöglichkeiten entzieht. Dies ist nicht selten bei Gegenständen der Ethnologie der Fall, wenn die soziale Wirklichkeit der Beforschten so fremd ist, dass dem Wissenschaftler dazu jegliche Beschreibungssprache fehlt.

2. An dieser Stelle setzt die zweite Form an, das „*Schreiben am Limit*“. Es schreibt gegen die Grenzen des Schreibens „an“, indem es sprachliche Konventionen (Syntax, Semantik, Genre) herausfordert. Dazu arbeitet es mit dem Prinzip der „Evokation“, d. h. es nutzt alle möglichen Medien, um beim Leser oder Zuhörer einen Eindruck hervorzurufen, der dem nahekommt, was der teilnehmende Beobachter im Feld erlebt hat. Das evokative Darstellungsprinzip setzt mit seinen experimentellen Darstellungsformen auf Mimesis und Performanz („Erschreiben“) statt auf Informationen über Informationen („Beschreiben“). Beispiele hierfür sind das Ineinanderweben verschiedener textlicher Formate (Dialoge, Tagebücher, Beobachtungen, einheimischer Narrative) zusammen mit Zeichnungen, Fotografien und Filmen, um die Darstellung sowohl polyphon zu gestalten, als auch Perspektiven der ersten und dritten Person zu vermitteln (Lydall/Strecker 1979), gedichtartige ethnographische Darstellungen, die durch den Rhythmus und die Materialität der Sprache ein fremdes Ritual mimetisch nachempfinden lassen (Fichte 1976), oder körperliche Performanzen, die Exklusion und rassistische Anfeindungen mit-erlebbar machen (Reinelt 1996).

Für welche der unterschiedlichen Darstellungsoptionen sich der qualitative Forscher letztlich entscheidet, hängt sowohl vom Gegenstand, individuellen Präferenzen und wissenschaftsinstitutionellen Kontexten ab.

18.4.5 Anonymisierung

Ein ethischer Aspekt (Friedrichs und Mühlichen, Kapitel 21 und 23 in diesem Band) der Darstellungsfrage betrifft die Anonymisierung von präsentierten Daten. Der Schutz der Identität von Forschungsteilnehmern ist grundlegend und muss insbesondere dann vereinbart werden, wenn die Teilnehmer ihre Identität nicht preisgeben möchten oder bei einer Identifizierung gar einen Schaden befürchten müssen. In diesem Fall muss eine Anonymisierung des Datenmaterials im Rahmen eines Vortrags oder einer Veröffentlichung durchgeführt werden. Dabei können z. B. relevante Informationen, die zu einer Identifizierung eines Teilnehmers führen können, aus dem Datenmaterial „herausgenommen“ (z. B. geschwärzt) werden. Der Lesbarkeit dienlicher ist allerdings, wenn sie „umgeschrieben“ werden, indem z. B. reale Personennamen, Orts- und Organisationsbezeichnungen durch adäquate Pseudonyme ersetzt werden.

18.5 Die Darstellung der angewandten Methoden

Zumeist wird die Darstellung der innerhalb einer Untersuchung angewandten Methoden in ein eigenes Methodenkapitel „ausgelagert“. In einem solchen Kapitel wird nicht nur das allgemeine Vorgehen der Untersuchungsmethode vorgestellt, sondern auch Methodologie und konkrete Anwendung der angefertigten Untersuchung. Relevante Fragen, die hier im Sinne der Reflexivitätserfordernis beantwortet werden, sind: Wie wurden die Daten erhoben? Welche Probleme traten auf? Inwiefern funktionierte die angewandte Methode? Welche Aspekte der Methode waren problematisch und inwiefern mussten die Methode an die konkrete Forschungssituation angepasst werden? Welches Datenmaterial konnte generiert werden? Wie wurde dieses Material aufbereitet, ausgewertet, anonymisiert und archiviert?

Des Weiteren sollte im Methodenkapitel die Passung zwischen dem sozialtheoretischen Ansatz der Studie und der gewählten Methode diskutiert werden. Inwiefern erzeugte die gewählte Methode Daten, die für die gestellten Fragen aussagekräftig sind? Wenn eine empirische Untersuchung einen praxistheoretischen Ansatz verfolgt, erscheinen teilnehmende Beobachtung und Videoanalyse etwa passgenauer als Interviews, um vorsprachliche soziale Praktiken sichtbar zu machen. Bei einer handlungstheoretischen Untersuchung, die auf subjektive Sinnwelten abzielt, ist wiederum das Interview die Methode der Wahl. Das Ineinandergreifen von Sozialtheorie und Methode sollte in diesem Sinne plausibilisiert werden.

Ein separates Methodenkapitel erscheint immer dann notwendig, wenn die zu untersuchenden sozialen Phänomene mit sozialwissenschaftlichen Methoden untersucht werden, die nicht selbst schon Teil der zu untersuchenden Phänomene sind. Bergmann (1988) weist darauf hin, dass Sozialforscher im Verlauf ihrer Forschung nicht nur für sie neue soziale Phänomene, sondern auch die zu ihrer adäquaten Beschreibung notwendigen Methoden parallel mit entdecken müssen. Für die Ethnometodologie sind Methoden, die ein soziales Phänomen adäquat beschreiben, identisch mit den (Ethno-)Methoden durch die dieses Phänomen hervorgebracht wird (Garfinkel/Wieder 1992). Diese zugespitzte Form der Reflexivität qualitativer Sozialforschung lässt ein eigenes Methodenkapitel überflüssig werden, da Phänomen und Methode (des praktischen Hervorbringens und Beschreibens) nicht bzw. nur noch artifiziell voneinander zu trennen sind (vgl. exemplarisch für diese Vorgehen Meier zu Verl 2018).

18.6 Neue Medien gleich neue Formen? Ein kurzer Ausblick

Die neuen Medien eröffnen der qualitativen Sozialforschung neue Möglichkeiten der Darstellung, die dem gedruckten Text bislang versagt blieben. So wird z. B. zusätzliches Anschauungsmaterial in Form von kurzen Videosequenzen (Traue/Schünzel, Kapitel 93 in diesem Band) im Internet (Thimm et al., Kapitel 86 in diesem Band)

begleitend zu Büchern oder Aufsätzen bereitgestellt (z. B. die Zeitschrift *Social Interaction*; <https://tidsskrift.dk/socialinteraction>). Dies vermittelt die Erlebnisperspektive auf die soziale Situation, kann allerdings nicht die Transkription ersetzen, da sich ansonsten die Probleme der Flüchtigkeit und Komplexität erneut stellen würden.

Aufgrund der steigenden Verfügbarkeit audio-visueller Medien im Alltag (Smartphones, intelligente Brillen und Armbanduhren etc.) ist auch eine weitere Veralltägung der audio-visuellen Selbstdokumentation zu erwarten. Deren öffentlich zugängliche Produkte können in Zukunft noch stärker als bisher als wissenschaftliche Daten verwendet werden.

Literatur

- Berg, Eberhard/Fuchs, Martin (Hg.) (1997): Kultur, soziale Praxis, Text. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Bergmann, Jörg R. (1988): Ethnomethodologie und Konversationsanalyse. Hagen: Fernuniversität Hagen
- Bergmann, Jörg R. (2006): Qualitative Methoden der Medienforschung. In: Ayaß, Ruth/Bergmann, Jörg R. (Hg.): Qualitative Methoden der Medienforschung. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 13–41
- Bergmann, Jörg R. (2007): Flüchtigkeit und methodische Fixierung sozialer Wirklichkeit. Aufzeichnung als Daten der interpretativen Soziologie. In: Hausendorf, Heiko (Hg.): Gespräch als Prozess. Tübingen: Gunter Narr Verlag, 33–66
- Cicourel, Aaron V. (1964): Method and Measurement in Sociology. New York: Free Press
- Clifford, James (1993): Über ethnographische Autorität. In: Berg, Eberhard/Fuchs, Martin (Hg.): Kultur, soziale Praxis, Text. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 109–157
- Crapanzano, Vincent (1996): Das Dilemma des Hermes. In: Bachmann-Medick, Doris (Hg.): Kultur als Text. Frankfurt a. M.: Fischer, 161–193
- Fichte, Hubert (1976): Xango. Frankfurt a. M.: Fischer
- Garfinkel, Harold (1967): Studies in Ethnomethodology. Englewood Cliffs, NJ: Prentice Hall
- Garfinkel, Harold (2002): Ethnomethodology's Program. Working out Durkheim's Aphorism. Laham: Rowman & Littlefield
- Garfinkel, Harold/Wieder, Lawrence D. (1992): Two Incommensurable, Asymmetrically Alternate Technologies of Social Analysis. In: Watson, Graham/Seiler, Robert M. (Hg.): Text in Context. Contributions to Ethnomethodology. New York: Sage, 175–206
- Geertz, Clifford (1972): Deep Play. In: Daedalus 101 (1): 1–37
- Geertz, Clifford (1974): „From the Native's Point of View“. In: Bulletin of the American Academy of Arts and Sciences 28 (1): 26–45
- Glaser, Barney G./Strauss, Anselm L. (1967): The Discovery of Grounded Theory. Chicago: Aldine
- Gluckman, Max (1961): Ethnographic Data in British Social Anthropology. In: Sociological Review 9 (1): 5–17
- Habermas, Jürgen (1973): Wahrheitstheorien. In: Fahrenbach, Helmut (Hg.): Wirklichkeit und Reflexion. Pfullingen: Neske, 211–265
- Lydall, Jean/Strecker, Ivo (1979): The Hamar of Southern Ethiopia. Hohenschäftlarn: Renner
- Lynch, Michael (1985): Art and Artifact in Laboratory Science. London: Routledge & Kegan Paul

- Lynch, Michael (2002): From Naturally Occurring Data to Naturally Organized Ordinary Activities: Comment on Speer. In: *Discourse Studies* 4 (4): 531–537
- Meier zu Verl, Christian (2016): (Re)Konstruktionen des Tathergangs. Reenactments als epistemische Körperpraktiken der Strafverfolgung und -verhandlung. In: Dreschke, Anja/Huynh, Ilham/Knipp, Raphaela/Sittler, David (Hg.): *Reenactments. Medienpraktiken zwischen Wiederholung und kreativer Aneignung*. Bielefeld: transcript. 297–326
- Meier zu Verl, Christian (2018): *Daten-Karrieren und epistemische Materialität. Eine wissenschaftssoziologische Studie zur methodologischen Praxis der Ethnografie*. Stuttgart: J. B. Metzler
- Meyer, Christian/Meier zu Verl, Christian/v. Wedelstaedt, Ulrich (2017): Interkorporalität und Interkinästhetik. Varianten körperlicher Kopräsenz in der situierten Interaktion. In: Raab, Jürgen/Keller, Rainer (Hg.): *Wissensforschung – Forschungswissen. Beiträge und Debatten zum 1. Sektionskongress der Wissenssoziologie*. Weinheim: Beltz-Juventa. 317–331
- Rabinow, Paul (1993): Repräsentationen sind soziale Tatsachen. In: Berg, Eberhard/Fuchs, Martin (Hg.): *Kultur, soziale Praxis, Text*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp. 158–199
- Reinelt, Janelle (1996): Performing Race. In: *Modern Drama* 39 (4): 609–617
- Scheffer, Thomas (1997): Der administrative Blick. In: Hirschauer, Stefan/Amann, Klaus (Hg.): *Die Befremdung der eigenen Kultur*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 168–197
- Schütz, Alfred (1953): Common-Sense and Scientific Interpretation of Human Action. In: *Philosophy and Phenomenological Research* 14 (1): 1–38
- Steinke, Ines (2000): Gütekriterien qualitativer Forschung. In: Flick, Uwe/von Kardorff, Ernst/Steinke, Ines (Hg.): *Qualitative Forschung*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 319–331
- Tyler, Stephen (1986): Post-Modern Ethnography. In: Clifford, James/Marcus, George E. (Hg.): *Writing Culture*. Berkeley: University of California Press, 122–140
- Wieder, D. Lawrence (1974): *Language and Social Reality: The Case of Telling the Convict Code*. Washington D. C.: University Press of America
- Wolff, Stephan (1995): *Text und Schuld. Die Rhetorik psychiatrischer Gerichtsgutachten*. Berlin: de Gruyter

Christian Meyer ist Professor für Allgemeine Soziologie und Kultursoziologie an der Universität Konstanz. *Ausgewählte Publikationen:* Ethnomethodologie reloaded: Neue Werkinterpretationen und Theoriebeiträge zu Harold Garfinkels Programm. Bielefeld: transcript (herausgegeben zusammen mit Jörg R. Bergmann, 2021); Culture, Practice, and the Body: Conversational Organization and Embodied Culture in North-Western Senegal. Stuttgart: J. B. Metzler (2018); Intercorporeality: Emerging Socialities in Interaction. New York: Oxford University Press (herausgegeben zusammen mit Jürgen Streeck und Scott J. Jordan, 2017). *Webseite:* www.soziologie.uni-konstanz.de/meyer/. *Kontaktadresse:* christian.meyer@uni-konstanz.de.

Christian Meier zu Verl ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für Allgemeine Soziologie und Kultursoziologie der Universität Konstanz. *Ausgewählte Publikationen:* Die alternde Migrationsgesellschaft, in: Schweizerische Zeitschrift für Soziologie 46, 2 (2020); Video Analysis and Ethnographic Knowledge, in: Journal of Contemporary Ethnography 50, 2 (zusammen mit René Tuma, 2021); Daten-Karrieren und epistemische Materialität: Eine wissenschaftssoziologische Studie zur methodologischen Praxis der Ethnografie. Stuttgart: J. B. Metzler (2018). *Webseite:* www.soziologie.uni-konstanz.de. *Kontaktadresse:* christian.meier-zu-verl@uni-konstanz.de.